

Eugen Rosenstock

Politische Reden

*Vierklang aus Volk,
Gesellschaft, Staat
und Kirche*

1929

Verlag Lambert Schneider | Berlin.

DIE GEFANGENSCHAFT DES VOLKES

Wie die Spinne ihr Netz, so kann im Gefängnis der Aufseher von einem einzigen Punkt alle Galerien der verschiedenen Stockwerke bis in die hinterste Ecke überblicken. Dicht an diesen Mittelpunkt herangedrängt saßen, zur Hälfte auf Stühlen in gleicher Höhe mit dem Redner, zur Hälfte auf den Treppenstufen und der nächsthöheren Galerie, über dreihundert Gefangene, Jugendliche und Männer, bei einer Verfassungsfeier im August 1928.

Männer und Jungmänner; deutsche Volksgenossen!

Vorgestern Abend saß ich mit einigen von Ihnen zusammen und wir berieten, was Sie heut wohl am meisten angehe und wie Sie am liebsten die Zeit austausen würden, die uns diese Stunde gibt. Einer nach dem andern nahm das Wort: aber alle zielten auf dieselbe Erwägung: eine Sorge schlägt alle Gedanken tot, und je näher der Tag der Entlassung rückt, desto mehr: die Sorge um das Untertommen, um das tägliche Brot. Die Frage: was wird aus mir?, steht riesengroß vor jedem einzelnen. Einzeln muß er diese Frage stellen, einzeln wenn er heraustritt, sie beantworten. Er ist mit seiner Haupt Sorge hier ganz allein.

Und draußen? Die Gefangenschaft hat aufgehört, aber nur scheinbar. Jeder läuft da seinem ersten Willen nach: das Stück Brot, dies Stück Arbeit, dies Stück Geld, dies Mädchen, dieses Pferd — sie müssen mein sein. Atemlos leucht man der Beute nach, zu der es einen zieht. In dem Rennen wird man zu Boden getreten, man erkt an. Die Sprache sagt es uns, wie wir leben: „Der will mit dem Kopf durch die Wand.“ Und: „Der stößt sich blutig an jeder Ecke“. Wir sitzen auch draußen eingekerkert und eingegittert, allein mit uns.

Die Welt ist ein Gefängnis.

Und für jeden ist sie ein Gefängnis dadurch, daß er nur sich kennt und sich in allen anderen verrechnet. Das Brot, das heut sicher zu sein scheint, geht morgen verloren. Heut hat man nichts, morgen scheint gut bezahlte Arbeit alle Not behoben zu haben: aber übermorgen? Die elendeste Unsicherheit schüttelt unser Leben. Viele von Ihnen kennen das Bergwerk und kennen die Kohlenschütte. Unablässig sondert sie die Kohle und das taube Gestein. Die Schlacke fällt und wird auf die Halde gestürzt. Kohle aber geht zu Kohle und tritt ihren Weg an in die nutzenbringenden Arbeitsstätten hin-

ein. Eintönig waltet über uns das Schicksal, so wie die Kohlenschütte über dem Gestein: Du arbeitslos, Du eingestellt, Du arbeitslos, Du eingestellt, Du Schlacke, Du Kohle. Und der eine fährt seinen Weg hinein in die Gesellschaft, der andere wird auf die Halde gestürzt. Jeder ist gefangen auf der Schütte des Lebens, jeder mit sich allein.

Elend, Einsamkeit und Unordnung herrschen auch draußen und gerade draußen, außerhalb des Gefängnisses. Unwirtschaftlich werden Menschen, werden Menschenkräfte brach liegengelassen; Ferne und Fremdheit trennen uns auseinander, so daß jeder allein ist mit sich wie ein Versteinerter; Unordnung scheint alles.

Armut im Volk, Fremdheit im Volk und Unordnung im Volk sind der erste Eindruck, den wir empfangen; deshalb hat jeder von Ihnen diese Angst vor dem Austritt in diese fremde, unordentliche, zufällige Welt. Uns alle aber treibt diese Angst, nur betäuben wir sie meistens. Aber wir sind alle besessen von dieser Angst und rennen, toben und laufen, auch wenn wir nicht gerade anecken.

Deshalb antworte ich auf Ihre und unser aller Angstfrage beim Ausgang ins sogenannte Leben, wenn ich spreche von der Volkswirtschaft, die dem Mangel entgegentritt, von der Volksgenossenschaft und von der Volksordnung.

Volkswirtschaft, Volksgenossenschaft und Volksordnung sollten sich zeigen an einem Volksfeiertage. Wo sind sie zu finden? Was bauen wir auf als Wälle gegen die Angst?

I. Volkswirtschaft.

Wenn der einzelne ohne Brot ist, so ist das zuerst sein Unglück und sein Unglück allein. Er bettelt oder hungert sich durch und die Armenkasse gibt ihm Almosen.

Aber des einzelnen Schicksal wird durch die Gesetze der ganzen Wirtschaft mitbestimmt. Wie auf der Kohlenschütte, von der ich eben sprach, der einzelne geworfelt wird und kann nichts dazu tun, so wechselt die wirtschaftliche Konjunktur. Die Volkswirtschaft braucht Menschenreserven. Sie ist darauf angewiesen, daß bald hier, bald dort Hände feiern. Sie ist gleich einer Ziehharmonika von wechselnder Ausdehnung und faßt selten alle Arbeitskräfte; trotzdem braucht sie Arbeiterreserven, um sich bei gutem Glück erweitern zu können. Wir in Deutschland haben zu viel Arbeitskräfte. Unser Land gibt nicht ohne weiteres genug her, uns alle zu ernähren. Deutschlands Volkswirtschaft ist von Gunst und Ungunst der Welt draußen abhängig. Um so weniger kann der einzelne diese ganze Last allein tragen. Sie wissen, daß der Arbeitslose stempeln geht. Das hat etwas zu bedeuten. Ja, es hat soviel zu bedeuten, daß es mich immer ärgert, wenn die Männer über das Stempeln fanle Wiße reißen. Das ist unwürdig. Es steckt etwas Großes in der Sache.

Die Arbeitslosenversicherung bedeutet die Einreihung der Arbeitslosen als Reserve in die Armee der Arbeit. Auch Du bist Kumpel, auch Du bist Arbeitskamerad, obwohl Du im Augenblick auf der Straße liegst. Du bist nicht allein, auch nicht allein schuld. Sondern im Rahmen des ganzen Heeres ist Dir Dein Los gefallen. Schicksalsgemeinschaft der Volkswirtschaft wird durch die Arbeitslosenversicherung anerkannt. Von dieser Anerkennung aus läßt sich eine Volkswirtschaft aufbauen. Seitdem wir sie haben, können wir also daran gehen, die Volkswirtschaft zu vervollkommen und zu verbessern. Daß wir zusammen wirtschaften müssen, steht nun schon fest. Wenn die Kohlenschütte einmal Dich zu der Schlacke sortiert hat, so wirst Du doch nicht auf die Halde gestürzt, um ein für allemal liegen zu bleiben. Nein, wir werden immer neu sortiert, solange, bis jeder seine Kraft zu brennen, zu wärmen und zu leuchten, sein Stückchen Kohlenenergie hineinfahren kann in die Gesellschaft. Der Mensch fängt oft und oft von vorne an. Der Arbeitsmarkt ist doch etwas anderes als die trostlose Kohlenschütte. Sie kennt nur einen Versuch. Bei der Arbeit aber ist kein Versuch der letzte.

Nach Wirtschaft schreit heute alles. Soviel läßt sich schon sagen, daß die Wirtschaft, die heraufzieht, nämlich die Volkswirtschaft, anders aussehen wird, als die Wirtschaftskämpfer sich sie bisher träumen ließen. Volkswirtschaft steht im Gegensatz zur bloßen Wirtschaft, dadurch, daß sie vom Einsatz des ganzen Arbeitsheeres in den Kampf ums Dasein ausgeht. Die Opfer, die im Arbeitskampf fallen, werden zu Kriegskosten der Volkswirtschaft. Man kann die Verantwortung für sie nirgendwohin abschieben. Die Kosten der Krankenhäuser, Zuchthäuser, Sportplätze, Gerichte, Kirchen, Schulen, Büchereien werden alle zu Kosten der Daseinskriegsführung des miteinander arbeitenden Volkes. Arbeitskräfte falsch wohnen lassen, Arbeitskräfte falsch behandeln, Arbeitskräfte falsch einsetzen, das erträgt der gemeinsame Haushalt nicht, in dem wir zu wirken haben. Und deshalb muß der deutsche Arbeitsmensch sich auch im ganzen Lande zu Hause fühlen können. Der Tagelöhner auf dem Lande war aus Waltersdorf oder in Friedersdorf daheim. Der Arbeiter ist noch ein Tagelöhner. Aber etwas hat sich geändert: des deutschen Arbeiters Haus und Haushalt ist Deutschland und das Deutsche Reich. Die Ordnung des Reichsarbeitsmarkts ist das dringendste Anliegen einer werdenden Wirtschaft des ganzen Volkes.

Indessen, selbst die Arbeitsgemeinschaft von uns allen genügt allein nicht. Bei der unglaublichen Verschiedenheit der Arbeiten und der Berufe wird man sich fern und fremd. Die Menschen, die in einem Volke arbeiten, kommen mir vor, wie die feinen Fasern auf einem engen grünen Blatt. Ein enger Umkreis, solch ein Blatt; so dicht alles beieinander; der schmale Rand, über den keiner von uns hinaus

kann, schneidet alle Linien ab. Aber die Linien des Blattes, die aus einer Wurzel entspringen, gehen alle auseinander; keine lenkt zurück zu einer anderen. Alles trennt sich und löst sich auf. Die Arbeit entfremdet uns einander, auch in ein und derselben Volkswirtschaft. Jeder muß sich eben zu sehr über die eigene Arbeit bücken, wie der Schuster über sein Leder. Und im entscheidenden Augenblick, wo es darauf ankäme, schaut man um sich und findet, daß einem die andern fremd gegenüberstehen.

II. Volksgenossenschaft.

Volk fremdheit muß deshalb bekämpft werden durch Volksgenossenschaft. Genosse und Volksgenosse sind vielgebrauchte Worte, vor allem in der Zeitung. Aber da stehen sie auf dem Papier. Und kein Wort verträgt so wenig, wie Volksgenosse, auf dem Papier zu stehen. Volksgenossenschaft ist etwas viel zu Einfaches dazu. Sie soll unser inneres Gefängnis zerbrechen, die Taubheit des einen gegen den andern. Wie ist es denn, wenn einer mit dem Kopf durch die Wand will? Was hilft ihm dann? Wenn er noch auf jemand anderen hört: wenn er dann noch jemand hat, der ihn anhört und auf den er hört, dann ist ihm noch zu helfen. Einer, ein einziger genügt im gefährlichen Augenblick schon. Das Unglück ist meist, daß gerade im entscheidenden Augenblick dieser Eine nicht zu finden ist. Auf jemand hören und jemand haben, mit dem man sich aussprechen kann, ist die Weise, auf die man Volksgenosse wird und bleibt.

Deshalb ist ein Riesenapparat aufgestellt, um jedem im Volke möglichst viele Mitwisser und Zuspriecher zu sichern. Unsere Verfassung gibt allen Kindern das Recht auf die Volksschule. Das ist der erste Weg in die Volksgenossenschaft. Denn Lesen und Schreiben können heißt ja nichts anderes, als sich vernehmlich machen können und als hören, was andere sagen oder gesagt haben. Das Kind ist begeistert von diesem Weg zu den anderen Menschen. Die vielen Bücher, von der Fibel und von der Bibel angefangen, verbinden das Kind mit allen, die je gesprochen. Wer hat uns nicht irgend etwas Wichtiges zu sagen! Und wir haben die Zeitungen zum Lesen. Freilich: wir gehen nicht mehr gern in die Schule, wenn wir erwachsen sind. Und weil wir das nicht tun, deshalb haben wir zu wenig Volksgenossame. Die Reichsverfassung stellt deshalb schon neben die Volksschule der Kinder die Einrichtung der Volksbildung; damit sind gemeint die Volkshochschulen in den Städten, die Ferienheime auf dem Lande. Die Verfassung bekennt sich zu diesem Namen, weil damit etwas Unentbehrliches bezeichnet wird: Hörstätten, Hörplätze und Sprechstunden und Sprechwochen für die erwachsenen Mitglieder des Volkes. Noch sind diese Freiwochen und Freizeiten dünn gesät. Aber nehmen wir einmal an, die Verfassung hielte, was sie verspricht.

Und überall gäbe es die Schulen für Kinder und die Heime für Erwachsene. Dann wäre noch nichts geschafft, wenn wir nicht auch hineingingen! Viel öfter noch, als wir wissen, versäumen wir, an einer Tür anzuklopfen. Sie würde aufgetan; nur muß man zu rechter Zeit fragen, muß anzuklopfen und zu lesen wissen. An der Volksgenossenschaft weben wir täglich selber oder wir trennen selber das Gewebe auf. In ihr suchen wir freiwillig zueinander zu kommen. Niemand hat ein Recht zu Klagen, ehe er nicht sich ein Herz gefaßt hat und versucht hat, vor die Schmiede zu kommen, die für sein Glück die rechte Schmiede ist. Ja, es ist unter uns geradezu eine Sucht, so zu klagen, daß es niemand hört, der helfen kann. Wir lieben die erbärmliche Luft des Klatschens, Stöhnens, Meidens, Schimpfens, Die-Haust-in-der-Tasche-Ballens. Wir weigern uns innerlich, oft aus einer Lust am Einreißen und Zerstören, zu genießen, was wir nutzen könnten: die Nähe eines guten Willens, die Nachbarschaft eines weisen Rates, die Genossenschaft eines kundigen Helfers. Es sind mehr Wege da, als wir beschreiten! Aber auch hier stets wie mit der Arbeitsgemeinschaft: viele Wege sind da. Aber ausreichen werden sie nie, auch wenn wir sie noch besser ausbauen. Auch die Volksgenossenschaft kommt an ihre Grenzen. Manches Unglück ist zu grenzenlos für solche Hilfe. Was waltet dann über uns? Was gibt es noch außer Volkswirtschaft und Volksgenossenschaft?

III. V o l k s o r d n u n g .

Wo auch die Geister sich fremd bleiben, da hören wir wohl von der harten Schule des Lebens reden. Jeder von uns bekommt sie zu spüren. In ihr reden nicht die Genossen brüderlich mit uns, sondern die harten Tatsachen. Dies ist die dritte Weise, durch die wir ins Leben hineingeordnet werden; neben Volkswirtschaft und Volksgenossenschaft bietet das Volk noch eine Ansicht; wir gehören auch ohne Arbeit und ohne unsern Willen ins Volk, einfach weil wir da sind als einer Mutter Kind, eines Vaters Sohn, einer Frau Mann. Die V o l k s o r d n u n g stellt uns zu bestimmten Menschen gesetzmäßig nahe hinzu. Und dies Gesetz wartet auf uns am treuesten und am zähesten. Wer empfängt Sie denn draußen, wenn nicht eine Frau, die durch dick und dünn zu Ihnen hält? Wen die Sterne zusammengeführt, der gehört zusammen. Unser Wille kann nichts daran ändern. Wenn wir uns unter den Menschen umsehen, so hat jeder solch eine gesetzliche Verbindung, kraft der er unlöslich eingeordnet ist. Bei dem einen ist es die Mutter, bei dem andern die Schwester, bei wieder einem ein Mädchen, bei den meisten die Frau. In unser Leben fährt dadurch eine große Beständigkeit. Es gehört nun irgendwohin. Es kommt in O r d n u n g . Man weiß, was man zu tun und was man zu lassen hat.

So gut wird es uns aber nicht immer. Wir sind oft nicht in Ordnung. Wir sind uns nicht treu und den anderen nicht. Und die Volksordnung zeigt gerade dann ihren ganzen Ernst. Denn wenn wir zu schwach sind, uns in der Ordnung zu halten — und jeder von uns vergeht sich oft genug aus Schwäche —, dann stehen zwei Wege offen.

Der erste Weg ist dieser. Man kann heucheln und so tun, als wäre man's nicht gewesen und als wäre man ohne Fehl und Tadel, und das ist der bequemste Weg; dieser bequeme Weg für den Einzelnen vergrößert die Unordnung im ganzen. Denn das Volk spürt jede Störung und sucht nun vergeblich den Störenfried. Und Unschuldige leiden unter diesen Untersuchungen, dieser Unruhe. Vor allen Dingen leidet aber das Volk durch das Mißtrauen, das jeden zerfrisst, weil so viele Schlechtigkeiten geschehen und so viele Biedermänner dastehen und so tun, als trübten sie kein Wässerlein.

Mir hat immer am meisten der Wilhelm Tell gefallen in Schillers Schauspiel, das viele kennen werden. Als der den Landvogt erschießt, der ihn zum Schuß auf den Apfel vom Haupt des eigenen Kindes getrieben hatte, da stellt er sich offen und ruft: „Hier ist der Schütze. Suchet keinen andern!“ Suchet keinen andern: Tell nimmt seine Tat auf sich und dadurch wird — trotzdem ein Mord geschehen ist — die Ordnung gerettet. Denn alles bleibt klar. Ich atme immer auf, wenn es heißt: der Täter stellte sich selbst der Polizei. Wir sind durch die politischen Morde der letzten Jahre ganz verwirrt. An ihnen war das Scheußliche, daß sich niemand zu ihnen bekannte. Wo solche Feigheit zutage tritt, ist die Tat schmutzig. Wie kann sie rein sein, wenn es niemand gewesen sein will? Ich kann jedes politische Verbrechen begreifen. Aber wirken kann es nur, wenn der Täter die ordnungsmäßigen Folgen auf sich nimmt. Dann kann das Gefängnis der Welt, in dem wir leben, vielleicht leichter und freundlicher werden. Vielleicht; aber eben nur dann, wenn der Täter sich freiwillig stellt. Solch ein Mann ist frei auch in Ketten. Er hat die Mauern des Gefängnisses zerbrochen; und zwar in doppeltem Sinne. Das äußere Gefängnis ist ihm gleichgültig. Der Kerker aber, in dem wir alle schmachten, weil wir blind mit dem Kopf durch die Wand wollen, dies innere Gefängnis ist abgefallen von ihm. Wer nicht heuchelt, sondern zu seinen Taten sich bekennt, ist immerdar frei. Er baut an der Volksordnung mit. Wer die Folgen auf sich nimmt, ist ein Mann des Gesetzes und der Volksordnung, auch dort wo er sie übertreten mußte.

IV. Die Verbrechlichkeit der Verfassung.

Volkswirtschaft, Volksgenossenschaft und Volksordnung bilden zusammen die Verfassung des Volkes. Ob sie gesund oder krank ist,

hängt von diesen ihren drei Teilen ab. Wenn auch nur einer versagt, ist es, wie wenn lauter Schwären am Volkskörper jucken und kranken. Kein Gesetz, auch kein Niederschreiben einer noch so schönen Verfassung kann dagegen helfen. Wir haben zum Glück eine Verfassungsurkunde, die sich dieser Tatsache bewußt ist. Unsere Verfassung weiß, daß sie nur dann stimmt, wenn wir, die Volksgenossen, sie stimmen machen. Die deutsche Verfassung weiß, daß sie z e r b r e c h l i c h ist. Das soll der Satz bedeuten: Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Er ist kein Triumphgesang, er ist eine furchtbare Wahrheit. Er bedeutet:

Die Verfassung ist z e r b r e c h l i c h. Und nun kommt das Seltsame. Nur weil sie zerbrechlich ist, können wir sie lieben. Mauern, Festungen, Kanonen, Türme, Riesenmassen und große Macht können imponieren. Aber man kann sie nicht lieben. Ein zerbrechliches Mütterchen, das läßt sich lieben. Eine Blume oder ein Schmetterling — du zerstörst sie mit einem Fingerdruck. Aber eben deshalb erscheinen sie uns unendlich lieblich und reizvoll. Nur das Zarte ist liebenswert. Das zerbrechlichste Wesen ist der Säugling in seiner Wiege. Selbst der Roheste tut dem Wickelkind nichts. Es ist gefeit gegen Verbrechen durch seine Gebrechlichkeit.

Könnten wir dasselbe von unserer Verfassung sagen, so wären wir ein gesundes Volk. Aber ganz gesund ist niemand. Wir alle s t r e b e n nur danach, gesund zu sein oder zu werden. Deshalb ist es keine unbillige Zumutung, wenn ich Sie jetzt auffordere, mit mir das Lied zu singen, in dem G i n i g k e i t und Recht und Freiheit gepriesen werden. Denn auch das Lied fordert uns nur, auf, nach ihnen, d. h. nach Volksgesundheit, zu s t r e b e n; die Gesundheit unseres Volkes herbeizuwünschen ist aber jedermanns Angelegenheit. Wer wollte nicht das Zarte und Zerbrechliche lieben, das in der Verfassung unseres Volkes sich vor uns hinbreitet und uns zur Pflege und zur Obhut anvertraut ist. G i n i g k e i t und Recht und Freiheit sind nicht da, sondern es gilt, sie zu verwirklichen. Daß wir uns aber aus unserer Arbeit, aus unserer Entfremdung und aus unserer Unordnung sammeln, das ist die Vorbedingung für solche Genesung. Und so brauchen wir uns nicht des Bekenntnisses heut zu schämen, daß wir dies Volk lieben. U n s e r Volk ist es, weil seine Verfassung von uns mit abhängt. Weil wir es zerbrechen, wir es erneuern, deshalb gestehen wir uns ein, daß wir es lieben.

Lieber ist uns die Klarheit als die Verwirrung, den Tag schaffen wollen wir aus der Nacht, in Nähe verwandeln möchten wir die jederzeit drohende Entfremdung. Und wenn ich Sie jetzt zum gemeinsamen Gesang des Deutschlandliedes bitte aufzustehen, so spürt wohl ein jeder, wie anders jetzt uns allen das Wort klingt, mit dem ich Sie anrufe: Volksgenossen!